

(Nachdruck verboten.)

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Ein banges Gefühl beschlich Flori, die Ahnung, daß ein neues Unglück unterwegs.

„Meine in Christo versammelten Zuhörer,“ ertönte die sonore Stimme des Pfarrers, „ehe ich heute zur Erklärung unsres heiligen Evangeliums schreite, habe ich Euch eine Ordinaratsentscheidung“ — das Wort tönte wie ein Schuß, so kurz, so scharf. Es hatte auch die ähnliche Wirkung. Die Sitzenden fuhren jäh auf, die Stehenden wogten unruhig hin und her, Stöße fielen lärmend, Kinder schrieken auf — „mitzuteilen.“

Die Hand des Geistlichen versenkte sich in die weiten Falten der Alba und kehrte langsam zurück mit einem länglich gefalteten Schreiben, an dem ein großes rotes Siegel hing. Atemlose Stille, jedes Häuspern verstummte.

„Ich möchte Euch, meine Lieben, noch vorher an das Herz legen, daß Ihr den Inhalt aufnehmt, wie er von jedem Christgläubigen als Befehl der obersten kirchlichen Behörde aufgenommen werden muß, als von der hohen Stelle wohlbedacht, zu Eurer aller Wohl und Seelenheil erlassen. Die Meinungen, Vorurteile und Nachteile einzelner können, wie Ihr ja selbst wißt, bei so wichtigen heiligen Dingen nicht in Betracht kommen. Und somit teile ich Euch pflichtgemäß die Entscheidung mit.“

Es war, als habe er sie schon mitgeteilt, solche Unruhe ging durch die Kirche; kaum war es der Stimme des Pfarrers möglich, durchzudringen.

Man wußte ja schon alles, und jedem drängte sich die nächste Sorge, die nächste Folge auf die Lippen. Diesem eine Bemerkung der Entrüstung, jenem eine der Gemüthung, und all diese unzähligen schlecht unterdrückten Empfindungen und Leidenschaften verbanden sich zu einem, dem heiligen Orte höchst unangemessenen Lärm.

Erst als der Pfarrer mit höchster Stimme an die Stelle kam: „So haben wir beschlossen —“ trat wieder Ruhe ein, „daß der sonn- und feittägliche Gottesdienst von nun an in der Kirche des heiligen Venno zu Seehamm abzuhalten ist —“

Wie ein schwerer Seufzer ging es durch die Kirche. Wirkungslos verklangen die beigefügten Milderungen, daß bestimmte hohe Festtage ausgenommen seien, jeden Sonntag eine einfache Frühmesse stattzufinden habe, wirkungslos der versöhnende Schluß, die milde Ermahnung des Kirchenfürsten. Inmitten des freudigen Sonnenlichtes, das in breiten, staubdurchquirlten Strahlen hereinfiel durch die hohen Fenster, senkte sich die Trauer herab um das verlorene Gotteshaus, die selbst die Gegner unwillkürlich respektierten.

Da tönte in die schwüle Stille, zwischen die Worte des Priesters hinein, eine hohle Stimme, als käme sie aus den Grüften, auf deren uralten Denksteinen man stand:

„A Frel is! A unerhört'r Frel!“

Alles blickte und drängte nach der Richtung. Ein Greis stand aufrecht in der dritten Bank. Ein großer Mann, schneeweiß der Scheitel. Der schräge Lichtstreifen, der herabfloß von dem hohen Fenster, überflutete verklärend die sonderbare Erscheinung.

„Der alte Achenbacher!“ flüsterte man. Von oben herab, von allen Seiten, auf allen Lippen schwebte der Name des Patriarchen von Osterhofen.

Es war aber nur ein gepreßter Aufschrei gewesen, der weiße Scheitel war schon wieder verschwunden und auf dem Sitz kauerte wieder ein müder, stummer Greis mit tiefgebeugtem Haupte.

Der Pfarrer hielt es für geraten, den peinlichen Zwischenfall zu übergehen und rasch zur Predigt überzugehen, deren Stoff, die christliche Demut, den Verhältnissen vortrefflich angepaßt war. Doch er faßte sich diesmal kürzer wie gewöhnlich, als erfahrener Seelsorger sehr wohl wissend, daß in diesem Augenblick keine Botschaft zu brechen war in diesen eisernen Köpfen und Herzen.

Flori stürzte aus der licht- und glutvollen Höhe, in die

er plötzlich, er wußte selbst nicht wie, emporgewirbelt ward, mitten auf das kalte, feuchte Pflaster der Kirche herab, gerade so war es ihm zu Mute. Also auch das alles um ihn her war eine Lüge, eine Täuschung, auch diese Stätte war nicht geweiht für den Sak, auch sie mußte ihm dienen. So ungefähr dachte er.

Die Entrüstung des Großvaters, welche sich in dem Ausruf Luft machte, kam ihm jetzt thöricht vor. Was lag denn am Ende daran, ob da oder dort! Der Nimbus war für ihn verfliegen, und mit skeptischen Blicken betrachtete er während der Predigt die Altarblätter mit den aus Wolken über fromme Väter sich beugenden Engeln, die mystisch flammenden Herzen, von göttlichem Strahlenglanz umgebenen Lämmer, die prunkvollen Grotten mit den gold- und edelsteingeschmückten Reliquien der Heiligen. Der Zweifel regte sich zum erstenmal in seinem ungeschulten Kopf.

Die Stimmen von oben bewegten ihn nicht mehr, die Resls Klang trübe, wie von Thränen erstickt. Aus! Ganz aus! Jetzt gab es nichts mehr gemein zwischen einem Achenbacher und einer Lehnerochter, nicht einmal mehr einen Herrgott.

Die Alten blieben noch erwartungsvoll in den Bänken, als ob sich irgend etwas ereignen müßte, irgend ein Wunder, ein Zeichen der Mißbilligung des Geschehenen von oben. Nur das junge Volk hatte es eilig, in Erwartung irgend einer Aufregung, eines neuen Schauspiels, sei es auch nur des Verdrusses der einen, der Schadenfreude der andren. Lenz wühlte sich wie ein Maulwurf in das dichteste Gedränge mit triumphierender Miene über den Sieg, den Erfolg seines Bruders.

Flori hatte es nicht so eilig. Zu Hause erwarteten ihn nur düstere Mienen, Verdruß und neue Verwünschungen. Er ließ die Schar seiner Altersgenossen an sich vorbei die steile Treppe hinunterpoltern und trat unterdes durch eine niedere Thür in den Turmraum, in welchem geschäftig die Glockenseile auf und abließen; durch eine schmale Scharte überblickte man die weite Landschaft in blendendem Sonnenlichte. Zu Säupten zwischen dem wirr sich kreuzenden Gebälk schlangen sich die Glocken. Ihre ehernen Zungen zeigten kein Mitgefühl mit dem Schicksal ihres alten Heims, in ewig gleicher Geschwähigkeit bewegten sie sich in dem dunklen Schlund. Und welche tausendfältigen Empfindungen hatten sie gewedt im Laufe der Zeiten, Freude und Schmerz, himmelsuchende Andacht, düsteren Schreck.

Ganz dunkel dachte Flori so. Etwas erlöschte in ihm, was er selbst nicht kannte, nicht nennen konnte — die Einfalt der Kindheit, diese unbewusste Poesie, die ihm die nüchterne Wirklichkeit verhüllte.

Von der Orgel herab kamen die Musiker, der Lehrer, die Sänger, nur Resl fehlte noch.

Was war denn nacha an dem Mädcl, daß er so an ihr hing, als wenn's sei' Schwester wär'? A paar große blaue Aug'n! Als ob's net g'nua solche gab, und blonde Köpfl Red'n thuan andre viel g'scheit'r in dem Alter. Die Stillerbauernwab'n, sein Basl, hat schon an Schaz g'habt, wie I' so alt war, und er is schon a Jungbursch. Seine Kameraden treiben sich schon im Wirtshause herum und auf der Kugelstatt. Grad ihn hielt der Vater so kurz! No, weil er eben a der Kindskopf danach is! Und den ewigen Verdruß mit dem Mädcl. A Lehnerochter is und bleib't! Also hat er mir z'schaffen damit, das is sehr einfach.

Diese Weltweisheit predigten ihm die immer zorniger sich schwingenden Glocken, deren eherner Klang ihn durchzitterte.

Er war auf einmal so klug, daß er genau wußte, warum er da hereingetreten und alle andren vorausließ, daß er diese Absicht für eine Thorheit erkannte und eben im Begriff war, herabzusteigen — da knarzten die Stufen ober ihm — ein Fuß erschien, ein schneeweißer Strumpf — die Klugheit in ihm war noch zu jung — er blieb doch stehen.

Resl kam herab, langsam, Stufe für Stufe. Zweimal blieb sie stehen, mit der einen Hand hielt sie sich an dem Strick fest, der zum Geländer diente, mit der andren wischte sie sich die hellen Thränen aus den Augen; das war eine harte Probe für Floris neue Theorie, welche ihn die eben ersterbenden Glodentöne gelehrt.

„Was flennst denn, Kesi!“ rief er in überlegenem Tone hinauf.

„Jessas, der Flori!“ Kesi hielt sich am Strich fest in ihrem Schreck, als sie seinen Kopf unter sich erblickte.

Die Stiege war steil, der Strich morsch, da könnt doch leicht was passieren, dachte der jetzt ans Denken schon gewöhnte Flori und sprang eilig hinauf.

„So red do! Was flennst denn?“ wiederholte er seine Frage.

„Du fragst no, Flori?“ erwiderte das Mädchen, ihn mit verweinten Augen anblickend. „Hast denn net all's g'hört? Daß heut' 's lextamal war, daß i singa darf in unster liab'n Kirch?“

„No ja, nacha singst halt in einer neu'n z' Seehamm. Was kann Di dös kümmern?“ erwiderte Flori leichtthin, „is ja all's eins.“

Das Mädchen sah ihn ganz erschreckt an. „Die Kirch', wo wir alle zwei taust word'n san und g'firmelt und alle Gnad'n empfangen hab'n! Die liebe Muttergottes, der ma so viel Bleameln bracht haben 's Sommerszeit, alles eins? Und die schöne Orgel, die einer von den Deinen selb'r g'stift hat und dann — dann“ — Kesi lächelte gar lieblich — „i Di g'seh'n hob' alle Sonntag — das is all's eins?“

Flori fühlte seine guten Vorsätze schwinden, das Maß heraussteigen in seine Augen. Das war aber eine Schande für einen Jungburschen, wie er war, noch einmal raffte er sich auf.

„Und wer is denn schuld daran? Grad Dein Vater,“ sagte er in hartem Tone, auf den er jetzt stolz war.

„Is das net das Schlimmste für mi, der Gedanke?“

Flori stutzte. So eine ernste Sprache hatte er nie gehört von ihr, überhaupt kam sie ihm auf einmal um Jahre älter vor. Was doch so eine Krankheit ausmacht!

„Aber recht hast, Flori.“

Sie raffte sich plötzlich aus ihrer gebückten Stellung auf und trat die Stufen hinab. „All's eins! Für mi wenigstens. I geh' ja do — fort. Weit fort!“ Ihr Blick schweifste hinaus in die weite Ferne.

Jetzt war es aus mit dem Aufrufen für Flori, der Turm schwankte mit den noch immer tanzenden Glodenseilen um die Wette.

„Wie wirst denn Du fortgehn? Wohin denn nachher?“ Es war ein letzter schwacher Versuch Floris.

„Was weiß i? Wo i mi halt hinschid'n. Ins Tirol 'nein. Mein Gott — is ja all's eins!“

Sie schritt herab, doch Flori versperrte ihr den Weg mit seinen ausgebreiteten Armen. Das Mädchen stand jetzt vor der schmalen Fensteröffnung, vom goldigen Sonnenlicht umflutet. Er blickte dazu empur in stummem Staunen, und das wenige Licht drang auch in sein Herz und sprengte urplötzlich die heimlich erstandene Knospe, die darin längst sich gefaltet.

„Narr, wo giebt's denn nacha no so blaue Aug'n, zwei solche blonde Böpf, und wer kann denn no so liab red'n und so g'scheit — und an Schag hat's a schon, wie d' Wab'n — und der Schag bin i — der Flori!“

Das alles leuchtete jetzt in seinen Augen, auf seinen, von dem ersten Strahl der Leidenschaft entzündeten Wangen.

„Halt, Keserl!“ rief er voll frischen Mutes. „Du kommst net durch! Meinst, i laß Di so mir nix dir nix flieg'n in die weite Welt 'nauis? Als ob mi das gar nix anging?“

„Aber Deinweg'n muas i ja grad fort. Schau do, Flori,“ erwiderte Kesi, welche sich in den un vermeidlichen Aufenthalt willig schickte.

„Schau scho!“ lachte Flori still. „Hast denn nia dacht, warum'st meinetweg'n fort sollst, ha, Keserl? Eppa, weil wir Schneemandl mit einand g'macht hab'n? Weil wir übere Baun mit einand g'red't hab'n? Orliab Gott und psüat Gott sag'n, wenn wir uns begeana? Sonst hab'n ma ja nix 'than. Glaubst wirkli, desweg'n, Keserl?“

Das Mädchen sah ihn sinnend in das lachende, verschämte Antlitz, als ob ihr ein Zweifel aufstieg und die Lösung desselben darin zu lesen wäre.

„Weg'n der Feindschaft halt, meinat i, zwischen uns und Euch. Da woll'n i halt das all's net.“

„Bist schon drauf, Keserl.“ Flori blinzelte mit den Augen. „Aber schau, 's Schneemandlmach'n hörat bald auf bei uns zwei — desweg'n schid ma Di nimma fort. Kommst no net drauf, Keserl?“ Er ergriff ihre Hand und sah ihr forschend in das Gesicht.

Plötzlich senkte sie die Augen, die langen, goldenen Wimpern bildeten einen flimmernden Kranz, von dem eine sanfte Röte auszuströmen schien auf die Wangen.

„'s Diabhab'n aber hört net auf,“ juchzte förmlich Flori. „Gar net hört's auf, 's ganze Leben net. Ja, was schaugst denn so? Hast denn no gar nix g'hört davon, nix g'ehn? Im Frühjah a net, wenn d' Vögel z' singa anfanga und d' Käfer z' brumma und der Holler z' bliah'n, a net?“

Keserl mußte sich zurückbeugen, so eifrig wurde der Jüngling in seiner Erklärung. Ein heftiges Wangen zog durch ihre Brust, „grad wie vor ein' groß'n G'witt'r“.

„Ja — des wär' ja — da wärst ja Du —“ Flüchtige Schatten wie von unsichtbaren dahinjziehenden Wolken jagten über das reine Kindesantlitz Kesis.

„Dein Flori! Auf und nied'r! Mit Haut und Haar! Mit Herz und Hand!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Schul-Augenärzte.

Nur sehr langsam wird eine alte Forderung aller socialdemokratischer Gemeindeprogramme: die Anstellung von Schulärzten zur regelmäßigen gesundheitlichen Ueberwachung der Schulkinder ihrer Verantwortlichkeit entgegengeführt. Zumehrhin können wir mit einiger Genugthuung auf das bisher Erreichte blicken; nach den neuesten Zusammenstellungen waren doch schon in 65 deutschen Städten die Ärzte in die ihnen bisher verschlossenen Schulstuben eingebrungen. Die Rechenschaftsberichte dieser Schulärzte, die leider nur zum Teil veröffentlicht worden sind, lassen uns freilich mehr erkennen, was eigentlich noch zu leisten wäre, als das, was schon geleistet worden ist. Sie enthüllen an einzelnen Orten geradezu grauenvolle Bilder von dem Gesundheitszustande sowohl der in die Volksschulen einrückenden ABC-Schützen als auch der älteren Schüler und Schülerinnen. Wunder nehmen kann das allerdings nicht, wenn man sich die entsetzlichen Wohnungsverhältnisse vor Augen hält, in denen die große Masse unfres arbeitenden Volkes zu leben — nein: zu vegetieren! — gezwungen ist, und wenn man ferner daran denkt, daß eben diese Masse an chronischer Unterernährung leidet. Es fehlt den Kindern des Proletariats, zumal des großstädtischen, an Licht und Luft, an der Gelegenheit, im kindlichen Spiel die Kräfte zu regen und die Glieder zu recken, aber auch an stärkeuder Nahrung und zweckmäßiger Bekleidung. Dazu kommt dann noch die frühzeitige Anspannung zum Zwecke des Erwerbes, deren zerstörende Folgen Konrad Agahds Schriften über die Erwerbstätigkeit der schulpflichtigen Kinder so überzeugend nachgewiesen haben.

Die Schulärzte sind natürlich nicht in der Lage, die unseligen Folgen eines verderbenbringenden Produktionssystems aus der Welt zu schaffen. Dadurch, daß eine allgemeine Körperschwäche oder eine rachitische Verrippelung bei einem Kinde ärztlich festgestellt wird, ist sie noch nicht behoben. Aber es ist doch immerhin die Möglichkeit geboten, ärgerer Schädigungen von einem leidenden Kinde abzuwenden und die dem Schulunterricht nun einmal anhaftenden Gefahren für die Entwicklung des jugendlichen Körpers entweder ganz aufzuheben oder doch erheblich zu verringern. Aber die Schulärzte können sich, wie die Verhältnisse heute nun einmal liegen, nur auf eine oberflächliche, äußerliche Untersuchung der Schulkinder einlassen. Ohrenerkrankungen, Nasenpolypen, ansteckende Hautkrankheiten und dergleichen Leiden werden ihrem Blick auch bei einer flüchtigen Ueberschau schwerlich entgehen; aber Specialuntersuchungen einzelner besonders empfindlicher und durch den Schulbetrieb gefährdeter Organe anzustellen, sind sie schon aus Zeitmangel nicht in der Lage. Das Amt eines Schularztes ist ein Nebenamt, das seinen Mann nicht nährt; auf den Erwerb seines Lebensunterhalts durch Privatpraxis angewiesen, kann daher der Schularzt dem Nebenamte auch nur einen geringen Teil seiner Thätigkeit widmen. Dem ließe sich vielleicht dadurch begegnen, daß man die Schulärzte angemessen bezahlte und ausschließlich für den Schuldienst verpflichtete; das Militär hat ja auch seine besonderen Ärzte, und sogar seine besonderen Viehdoktoren. Aber auch dann bliebe immer noch eine Forderung unerfüllt: nämlich die der Specialuntersuchung besonders empfindlicher Organe. Die medizinische Wissenschaft und die ärztliche Kunst haben sich in den letzten Jahrzehnten so stark specialisiert, daß auch die Schulhygiene dieser Entwicklung Rechnung tragen muß. Es muß also die Forderung aufgestellt werden: Specialärzte in die Schulen! Nicht als Ersatz für die allgemeinen Schulärzte, sondern ihnen zur Seite als Hilfe. Schon seit Jahren kämpft so der bekannte Zahnarzt Professor Jessen für eine fachärztliche Untersuchung des Gebisses der schulpflichtigen Kinder, weil, wie er mit Recht sagt, der Gesundheitszustand eines Menschen im viel höheren Maße als man früher angenommen hat, von dem Zustande seiner Zähne — den besten Hilfsorganen einer ordnungsmäßigen Speiseverdauung — abhängt, und weil ferner Zahnerkrankungen nur in ihrem Beginne mit sicherer Aussicht auf Erfolg behandelt werden können. Nur tritt auch ein Augenarzt auf den Plan und erhebt seine Stimme für die Anstellung von Schul-Augenärzten.

Professor Hermann Cohn in Breslau, ein alter Vorkämpfer der Schulhygiene, der schon vor 40 Jahren die Institution der Schulärzte nachdrücklich, wenn auch zunächst ganz erfolglos, forderte, hat vor einiger Zeit in der hygienischen Sektion der Schlesischen Gesellschaft zu Breslau einen Vortrag gehalten, in dem er die Aufgaben darlegt, die ein Schul-Augenarzt zu lösen haben würde. Er selbst war einst mit bester Sehstärke auf das Magdalenen-Gymnasium in Breslau gekommen und hatte, als er die Universität bezog, eine starke Brille tragen müssen; in der Schule war er kurz-sichtig geworden, weil die Unterrichtsräume so gelegen waren, daß die hohe Magdalenen-Kirche ihnen das Licht entzog — wie ja denn im allgemeinen die Kirche keine Freundin der „Erleuchtung“ in den Schulen ist. Eignes Leiden und Erfahrungen mit andern Schülern haben Cohn schon als jungen Assistentenarzt bewogen, die etwaigen Beziehungen der Schulklassen zur Entstehung und Vermehrung der Kurzsichtigkeit zu untersuchen. Seine Prüfungen der Augen von 10000 Schülern bewiesen zur Evidenz folgende drei Sätze: 1. Die Zahl der Kurzsichtigen steigt mit der Höhe der Schulkategorie. In den Dorfschulen fanden sich nur 1, in den Elementarschulen der Stadt 6, in den Mittelschulen 10, in den Gymnasien 26 Prozent Kurzsichtige. 2. Die Zahl der Kurzsichtigen steigt in allen Schulen von der untersten bis zur obersten Klasse steig. 3. Der Durchschnittsgrad der Kurzsichtigkeit steigt von Klasse zu Klasse. Heute ist es eine Wilsenwahrheit, daß die Kurzsichtigkeit die eigentliche Schul-Krankheit ist. Man hat Deutschland — mit Unrecht! — das Land der Schulen genannt: die ausländische Karikatur hat das aufgegriffen und stellt den typischen Deutschen nie anders als brillen-behaftet dar. Der Augenarzt Professor Donders hat (in seinem Werke über Refraktionsanomalien) schon 1866 gesagt:

„Ein kurzsichtiges Auge ist ein krankes Auge.“ Und wenn man die ganze Gefährlichkeit der Kurzsichtigkeit erkennen will, so muß man bedenken, „daß die Kurzsichtigkeit sich auf die nächste Generation vererbt, daß wir also unsre Nachkommen gefährden, wenn wir ohne Not kurzsichtig werden.“

Wenn auch die Kurzsichtigkeit die verbreitetste Augenkrankheit der Schuljugend ist, so wäre doch falsch, allein mit dem Hinweis auf diese die Forderung der Anstellung von Schul-Augenärzten begründen zu wollen. Leider sind die Gründe dafür viel zahlreicher. Aus langjährigen und an verschiedenen Orten unter verschiedenen Verhältnissen durchgeführten Untersuchungen hat sich das betrieblende Resultat ergeben, daß etwa 20 Proz. aller Schulkinder ein anomales Sehvermögen haben; in sehr vielen Fällen werden aber die Abweichungen vom normalen Sehvermögen gar nicht oder nicht rechtzeitig erkannt, und die Folge davon ist dann, daß die nicht normal sehenden, oft oder zumeist auch noch ungünstig gesetzten Kinder dem Unterrichte in der Schule nicht so folgen können, wie sie sollten. In dem Buche: „Schulgesundheitspflege“ von Dr. R. Schmid-Momard und Rudolf Schmidt heißt es (Seite 146): „Die Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit der Augen ist für die Schule wichtig aus zwei Gründen: Einmal wird durch ungenügende Seheleistung der Unterrichtserfolg beeinträchtigt, zum andern kann durch Unzweckmäßigkeit des Unterrichtsbetriebes eine von Klasse zu Klasse zunehmende Kurzsichtigkeit mit Abnahme der Seheleistung herbeigeführt werden. Dementsprechend muß der Lehrer die Kinder mit ungenügender Seheleistung während des Unterrichts herausfinden.“ Ja, er muß; wenn er es aber nicht thut, oder nicht kann? Ein Berliner Arzt, Dr. Hamburger, berichtet von einem sehr interessanten Fall. Er untersuchte ein zehnjähriges Kind, das in der Schule beständig „wegen Faulheit“ bestraft worden war, aber noch niemals von einem Arzte der Untersuchung mit einem Augenspiegel unterworfen worden war. Und was stellte sich heraus? Das Kind litt auf beiden Augen am Schiähtstar und war nicht im stande, die Finger eines Mannes auf eine Entfernung von 4 Meter zu sehen! Es fällt uns gar nicht ein, dem Lehrer dieses armen Kindes einen besonderen Vorwurf aus seiner fallischen „Diagnose“ zu machen: er konnte eben das, äußerlich wenig bemerkbare, Augenleiden des Kindes nicht erkennen und hatte im Massenbetriebe der Volksschule wohl auch keine Zeit, die „faule“ Schülerin besonders sorgfältig zu beobachten und den Gründen ihrer „Faulheit“ nachzuspüren und nachzuspinnen. Wie es aber diesem Kinde gegangen ist, so geht es zweifellos tagaus tagein unzähligen andern auch.

Nun könnte man meinen, daß wenigstens die allgemeinen Schulärzte in der Lage wären, die Mängel der Sehefähigkeit an den Schülern mit hinreichender Genauigkeit festzustellen und die geeigneten Maßregeln zu treffen. Aber mit Recht sagt dazu Professor Hermann Cohn: es fehlt den allgemeinen Schulärzten erstens an der nötigen Zeit, um die oft recht komplizierten und mühevollen Augenuntersuchungen anzustellen; zweitens an den nötigen Instrumenten, die man dazu unumgänglich nötig hat; und drittens an der Übung im Augenspiegeln. Es müssen daher in der That besondere Augenärzte angestellt werden, denen im wesentlichen folgende Aufgaben zufallen: Zunächst muß der Augenarzt bei den in die Schule einrückenden Kindern im Freien, auf dem Turnplatz oder dem Schulhof eine Voruntersuchung am Tage vornehmen; und zwar soll sich diese Voruntersuchung auf beide Augen erstrecken, da es sehr häufig vorkommt, daß eine einseitige Sehschwäche besteht. Nicht einmal diese Voruntersuchung darf dem Lehrer oder der Lehrerin anvertraut werden; wo man ein derartiges Verfahren einschlug (z. B. in Zürich), stellte sich heraus, daß zwischen dem Ergebnis der Untersuchung durch die

Lehrer und Lehrerinnen und demjenigen der fachärztlichen Untersuchung ganz erhebliche Unterschiede bestanden. Es gilt eben auch hier das alte Wort: Schuster bleib bei deinem Leisten. Nachdem nun bei dieser Voruntersuchung alle die Kinder ausgesondert worden sind, die eine anormale Seheleistung zeigen, müssen diese einer eingehenden, mit allen Hilfsmitteln der specialärztlichen Technik vorzunehmenden besonderen Prüfung unterzogen werden. Die technischen Hilfsmittel dazu sind aber teuer; einzelne Instrumente kosten etwa 300 M. Deshalb muß weiter gefordert werden, daß die Gemeinden solche Hilfsmittel für die Schulen anschaffen, wenn die Ärzte sie nicht haben und sie sich nicht kaufen könnten.

Und nun ein wichtiger Punkt: „Der Schulaugenarzt“, so sagt Professor Cohn, „hat im Gegensatz zu den sonstigen Schulärzten die mit Abnormitäten behafteten Kinder nicht an die Hausärzte, nicht an die Kommunalärzte (vulgo Armenärzte) oder Polikliniken zu senden, sondern er muß nach seiner sorgfältigen Untersuchung die nötigen Gläser selbst verordnen. Sind die Kinder arm, so verschreibt der Arzt die Brillen auf Rechnung der Stadt.“ Damit wird das bisher überall aufrecht erhaltene Prinzip durchbrochen, daß der Schularzt nur die Diagnose zu stellen, d. h. die Krankheit zu ergründen hat, während er der eigentlichen Behandlung fernbleiben soll. Aber ist dies Prinzip überhaupt unanfechtbar? Drängt nicht die Entwicklung der Anstellung von Schulärzten mit Notwendigkeit dahin, daß sie auch als behandelnde Ärzte eingreifen? Wenn man bisher noch nicht dazu vorgeschritten ist, so geschah es doch offensichtlich aus Rücksicht auf den Erwerb der nicht als Schularzte angestellten Mediziner. Dieser Grund wird aber in dem Augenblicke hinfällig, wo die Gesundheitspflege im Sinne der socialdemokratischen Programmforderung zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht wird und die ärztliche Fürsorge unentgeltlich jedermann zur Verfügung steht. Die Forderung von Professor Cohn ist ein Schritt weiter auf diesem Wege, wenngleich er selbst diese Konsequenz ablehnt. Ganz richtig hat das einer seiner Kollegen erlanni, der in Breslau als Schularzt amtiert; in der Diskussion, die dem Cohnschen Vortrage folgte, sagte dieser Herr, Dr. Samosch, u. a. folgendes:

„Meine Herren! Wohin kämen wir, wenn wir die Vertreter der verschiedensten Specialfächer zu regelmäßigen Schülerversammlungen zulassen wollten! Was den Augenärzten recht ist, ist den Ohrenärzten, Halsärzten, Orthopäden, Zahnärzten u. dgl. billig. Wenn alle diese Herren gemeinsam mit uns allgemeinen Praktikern in der Schule thätig sein sollten, so wäre fast zu fürchten, daß die Volksschule wohl eine ausgezeichnete medizinische Untersuchungsstation, aber keine Unterrichtsstätte mehr sein würde. . . Wenn nicht die praktische Durchführung der Schulhygiene gefährdet werden soll, muß es unbedingt vermieden werden, den hygienischen Ueberwachungsdiens unötig zu komplizieren. . . Wir Schularzte erleben es leider nicht allzu selten, daß unsre an die Eltern gerichtete Aufforderung, für ihre kranken Kinder ärztlichen Rat nachzuziehen, unbeachtet bleibt. Wer garantiert denn, daß der Specialarzt, der nach langwieriger Untersuchung mit Augenspiegeln, Brillengläsern u. dgl. eine feine und exakte Diagnose gestellt hat, mit derselben Aufforderung mehr Erfolg hätte? Herr Prof. Cohn hat selbst herausgefunden, daß die alleinige Untersuchung durch den Specialarzt nicht genug Jugkraft besitzt, um in die Praxis eingeführt zu werden. Deswegen schlägt er vor, der Schul-Augenarzt solle die notwendige Brille auch gleich selbst verschreiben. Damit ist aber das für die Schularzt-Institution so segensreiche Prinzip, der Schularzt dürfe nicht selbst behandeln und ordnieren, durchbrochen. Die Verordnung einer Brille ist eine gegen Entgelt gewährte ärztliche Thätigkeit. Wird sie für alle mit Refraktionsanomalien behafteten Breslauer Schulkinder fünf Schul-Augenärzten, deren Anstellung Herr Professor Cohn vorschlägt, zugewiesen, so wird dadurch — — — die übrige Ärzteschaft materiell geschädigt. Die Folge davon ist, daß die Schularzt-Institution bei der Ärzteschaft unpopulär wird.“ Dieser Herr Dr. Samosch scheint demnach auf dem Standpunkte zu stehen, daß die Kranken der Ärzte wegen da sind. Daß man aber mit derartigen mit metallischem Weigeschmack behafteten Erwidierungen gegen die Berechtigung der Forderung, Schul-Augenärzte einzuführen, nicht ankämpfen kann, liegt auf der Hand; und rühmlich scheinen die Aeußerungen uns auch dann nicht für den Arztstand zu sein, wenn sie von den meisten Ärzten geteilt werden sollten.

Die Interessen der Schuljugend und ihrer Gesundheit stehen turmhoch über allen Erwerbsinteressen der Ärzte. Unschätzbares Lebensglück kann unsrer Jugend durch die Anstellung von Schul-Augenärzten gesichert werden; und darum sagen wir: Her mit den Schul-Augenärzten! Und wenn dann, wie der Herr Samosch fürchtet, der Ohrenarzt, der Zahnarzt und der Orthopäde auch ihren Einzug in die Schulen hielten — wir würden uns des freuen! —

S.

Kleines feuilleton.

rc. Der 34. Deutsche Anthropologen-Kongress tagt gegenwärtig in Worms. In der Dienstagssitzung sprach Dr. J. Ruesch über die vorgefundenen Niederlassungen der Menschen in den Jurahöhlen des Randen im Kanton Schaffhausen. Nach den Untersuchungen der berühmten Kenntnisstation an dem Neuen unter Schweizerbild, dessen sechs übereinanderliegende Schichten mit ihren verschiedenen jeweiligen paläontologischen Einschüssen und

Artesfakten ebenso vielen Kulturepochen entsprechen und geradezu einen Querschnitt durch die historische und vorhistorische Zeit bis zur letzten Vergleicherung der Alpen bilden, unternahm Dr. Rüsch in gleich methodischer Weise die Untersuchung eines mächtigen Schuttkegels vor dem südlichen Eingang in die Höhle zum Kesslerloch. Die sämtlichen mehr als 2000 von Menschenhand bearbeiteten Gegenstände stammen aus der ältesten Steinzeit und geben uns ein vollständiges Kulturbild des Renntierjägers nach der letzten Eiszeit. Außer den zahlreichen aus Knochen und Geweih des Renntiers hergestellten Instrumenten, als Pfeile, Lanzenspitzen, Ahlen, Pfriemen, Nadeln, Glätten, Meißel usw. sind besonders die der Länge nach entzweigeschnittenen Geweihstangen vom Renntier, sowie die wundervollen, einzig in ihrer Art dastehenden Schnitzereien und Zeichnungen aus dieser Höhle zu erwähnen, welche das Bindeglied zwischen den südfranzösischen Renntierstationen und den süddeutschen Niederlassungen an der Schussen und dem Hohlseßel im Nachtal ist. Das Kesslerloch ist früher bewohnt gewesen als das Schweizerbild. Ganz besonders interessant ist die Höhle noch dadurch, daß außer den Knochen und Zähnen von 43 Arten von Tieren, welche als Nahrung den Feuerloshyten dienten, sich in einer Tiefe von 3 Meter eine alte Feuerstätte vorfand, aus welcher zahlreiche angebrannte und calcinierte Knochen vom Mammut und Rhinoceros, neben solchen vom Renntier, Wildpferd, Steppenfiesel, Alpenhasen u. a. lagen. Der beste Beweis dafür, daß diese großen Dickhäuter zur Zeit der Höhlenbewohner existierten und am Nordfuß der Alpen gejagt wurden. Damit hat Dr. Rüsch den Mammutfäger in der Schweiz entdeckt und nachgewiesen. Ein weiteres großes Interesse nimmt die Höhle zum Kesslerloch noch dadurch in Anspruch, daß in einer Nische derselben menschliche Stelettreste von einem Pygmäen von nur 120 Centimeter Körperhöhe aufgefunden wurden. Seit dem erstmaligen Auffinden von Pygmäen aus der neolithischen Zeit in der Niederlassung am Schweizerbild sind Ueberreste solch kleiner Menschen der Steinzeit auch in Dachsenbüel bei Schaffhausen, an verschiedenen andern Orten in der Schweiz, in Frankreich, im Elsaß und in Schlesien nachgewiesen worden. In ganz Europa hat daher während der Steinzeit eine Zwergrasse existiert, welche den Zwergen von Afrika und Asien an Körperhöhe und ziellichem Bau ähnlich war, und welche wahrscheinlich als die Ureinwohner Europas, sowie die Vorläufer der hochgewachsenen Varietäten des Menschengeschlechts betrachtet werden muß. —

Musik.

— „Ich weiß nicht, was solles bedeuten...“ In seinem Buche „Das deutsche Lied im achtzehnten Jahrhundert“, bringt Max Friedländer eine Zusammenstellung der Kompositionen, deren Anfang die uns so geläufige Lorelei-Melodie bildet. Die bekannte Melodie, die auf den Heineschen Text komponiert wurde, stammt von Friedrich Silcher und erscheint zum ersten Male in einer Sammlung von zwölf Volksliedern für vier Männerstimmen im sechsten Heft, Tübingen 1837—39. Chronologisch geordnet findet sich in der Darstellung Friedländers die Melodie in folgenden Kompositionen: Im Jahre 1746 als Gesangs-melodie auf das Lied „Die unzufriedene Silvia“ von Adolph Carl Kunzen, 1754 als Beginn einer „Cantation“ für fünf Instrumente von Joseph Haydn, 1759 in dem Liede „Der Wah“ von Christian Gottfried Krause, 1759 in „Dorinde“ von Johann Gottfried Mützel, 1761 in dem Liede „Der Weinberg“ von Carl Heinrich Graun. Kurt Friberth verwendet den Anfang der nachher so vollständig gewordenen Tonreihe in dem im Jahre 1780 erschienenen Liede „Die Liebe zur Freiheit“, Joh. Friedr. Ad. Ehlstein im Jahre 1782 in der in Weimar erschienenen Lieder-sammlung in dem Liede „Die Vögel“, und in dem Rondo für Klavier, das Beethoven in seinem vierzehnten Lebensjahre schrieb, und in der „zu Speier im Jahre 1784 herausgegebenen Neuen Blumenlese für Klavierliebhaber“ enthalten ist, prägt sich in den ersten Takten die Aehnlichkeit mit der Lorelei-Melodie unverkennbar aus. Wieder taucht sie im Jahre 1789 im zweiten Hefte der von J. M. Wiese zu Stade und Hamburg herausgegebenen „Musikalischen Abwechslungen“ in einem „Lied eines alten Tagelöhners am Feierabend“ auf, und nachher erst erschien die Silchersche Komposition, die sich unter allen den gleichartigen Schöpfungen die größte Lebenskraft bewahrt hat. Noch einmal in dem Streichquartett Op. 34 (1856—57) von Robert Volkmann stößt man auf die Lorelei-Melodie, und so kann man wohl nicht ohne Berechtigung sagen, daß sie eine Volksmelodie des deutschen Volkes geworden ist, wenn auch das Volk selbst sie nicht erfunden hat. —

Medizinisches.

ss. Das Glas im Auge. Dr. Ewart aus Edinburg hat einen recht merkwürdigen Fall beschrieben, der einen Beweis dafür giebt, wie lange unter Umständen gefährliche Fremdkörper im Auge getragen werden können, ohne daß bedenkliche Folgen entstehen. Eine verheiratete Frau befragte ihn jüngst wegen einer kleinen Vertiefung, die sich etwa 2 Centimeter über dem inneren Augewinkel befand. Sie gab an, daß ihr vor zwanzig Jahren eine Uhr auf den Kopf gefallen wäre, deren Glas zerbrach und ihr einen tiefen Schnitt auf der äußeren Seite der linken Augenbraue beibrachte. Die Wunde wurde genäht, und bis auf ein leichtes prickelndes Gefühl, das vor etwa acht Jahren eintat und wieder verschwand, und eine Ranzelung der Haut über der inneren Seite des oberen Augenlides hatte sie keine Folgen zu verspüren gehabt. Erst drei Wochen, bevor sie den

Arzt aufsuchte, war die Haut an dieser Stelle aufgebrochen und hatte einer geringen Menge wässriger Flüssigkeit Austritt verschafft. Als der Arzt diese kleine Oeffnung genauer mit der Sonde untersuchte, fand er zu seiner nicht geringen Ueberraschung, daß ein großes dreieckiges Stück Glas in quergestellter Lage über dem Auge tief eingebettet war. Die Spitze lag über dem Nasenknochen und konnte dort unter der Haut auf der rechten Nasenseite leicht gefühlt werden. Die Herausnahme des Fremdkörpers machte keine besonderen Schwierigkeiten. Es ist auffallend, daß dies große und dicke Stück Glas von 3 Centimeter Länge und 2 Millimeter Dicke in dieser Lage zwanzig Jahre sich befunden hatte, ohne Beschwerden zu verursachen oder den Augapfel zu verletzen, zumal die Ränder ganz scharf waren. —

Aus dem Tierleben.

— Dem „Weidmann“ wird aus Probstedt folgendes Begegnis, das vom Muteines Rebhuhn's zeugt, berichtet: „Prachtvoller Sonnenschein lag über Wiese und Feld; ich hatte die Saaten besichtigt und trat den Heimweg an. Ich benutzte, um zu einem Feldwege zu gelangen, die Furche zwischen zwei Roggenäckern, wodurch ich von den Halmen ganz verdeckt wurde. Ungefähr auf 30 Schritt an den Weg herangekommen, höre ich die Lockrufe einer Rebhühnerin sowie das Piepen der Wägen; vorsichtig schleiche ich mich in geduckter Stellung näher, um die Tiere zu beobachten. 15 kleine Wägen umringen die Alte, die eifrig bestrebt ist, einen Ameisenhaufen auseinander zu scharren, wobei die Jungen die erbeuteten Ameisen und deren „Eier“ verzehren. Plötzlich stutzt die Alte, mit einem kurz ausgestoßenen „Psherrüd“ ruft sie die Jungen zusammen; ich drücke mich augenblicklich, da ich annehme, sie habe meine Nähe gewittert; doch im selben Augenblicke schießt durch die Luft ein Sperber daher, mitten unter das zusammengedrängte Völkchen. Ein Schreien, Plattern — und die jungen Rebhühner stieben wie Spreu auseinander, während die Alte sich gegen den Räuber wütend zur Wehr setzt. Mit voller Wucht fliegt das Rebhuhn gegen den Sperber an, und einige Augenblicke sind beide ein sich mehrmals überschlagender Knäuel. Ich springe hinzu, der Habicht ergreift die Flucht, verfolgt von der Mutter, die ihm mit Schnabelstößen und Flügel schlägen arg zusetzt; er will sich wehren, dabei fällt etwas zur Erde, ich gehe hin zu der Stelle und sehe, daß es ein junges Rebhuhn ist, das aber bereits in den Fängen des Räubers berendet war. Jetzt besichtige ich die Stelle des Ueberfalles, da finde ich zwei junge Rebhühner auf dem Rücken liegend, sie leben noch und zeigen keine Verletzungen, so daß ich annehme, die beiden sind während des Kampfes von den Flügel schlägen befreit. Ich wollte sie mitnehmen, doch wie ich die Tierchen nach kurzer Zeit noch einmal besichtige, sind sie tot. Von ferne ruft die um ihre Kinder besorgte Mutter unaufhörlich.“ —

Humoristisches.

— Der Proj im Gebirge. „Da bin i, da bleib i und da laß ia Villa um mir umbau'n!“ —
 — Hotel „Alpenruhe“. „Können Sie denn bei dem fürchterlichen Getöse, das der Wasserfall da drüben macht, schlafen?“
 „Gewiß, nachts bellt 'n Hund immer so laut, daß das Geräusch vollständig übertönt wird.“ —
 — Trügerische Zärtlichkeit. „So zärtlich sind Sie noch immer zu Ihrer Frau, daß Sie sie bloß „meine Taube“ nennen?“
 „Ach, das hat einen andern Grund. Ich nenne Sie nur immer so, weil sie nie auf mich hört!“ —
 — Noch nicht. Patient: „Nun, Herr Doktor, wie steht's heute mit mir?“
 Arzt: „Ich finde Ihren Zustand ganz befriedigend, Sie können heute eine Stunde aufstehen.“
 Patient: „Danke, Herr Doktor, das ist schön. — Apropos! Darf ich fragen, was ich Ihnen schuldig bin?“
 Arzt: „Davon später! So kräftig sind Sie noch nicht!“ —

(„Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Im Laufe des Winters soll im Theater der Sarah Bernhardt zu Paris ein historisches Drama von Victorien Sardou: „Die Heze“ zur Aufführung kommen. Gegenwärtig und Oskultismus des Mittelalters werden in dem Stück eine bedeutende Rolle spielen. —
 — Hektor Fleischmann hat ein Theaterstück „Die Affaire Capet“ geschrieben, das den Prozeß Ludwigs XVI. vor dem Konvent zum Gegenstande hat. Unter nicht weniger als achtzig handelnden Personen ist keine einzige weibliche. —
 — Im musikalischen Konservatorium zu Duisburg wird gegenwärtig ein stimmbegabter Chausseewärter aus Homberg bei Duisburg zum lyrischen Tenor ausgebildet. —
 c. Die französische Südpolar-Expedition unter Dr. Charcot wird am Samstag auf dem „Français“ von Le Havre aufsegeln. Sie will zunächst die schwedische Expedition unter Nordenfjöld in den Gewässern des Grahnamlandes aufzufinden suchen, sodann zu wissenschaftlichen Forschungen weiter in das Eismeer eindringen. —